

(bei dieser zweiten Gruppe erfolgten Meldungen an die IKG nur sporadisch).

Die Vielzahl der Quellen, die oftmals phonetische Schreibweise bei Familien- und Ortsnamen und das teilweise mehrfache Abschreiben erbringen eine Fülle von Daten, in denen eine nicht unerhebliche Anzahl Lese- und Schreibfehlern enthalten ist. Diese durch gegenseitiges Überprüfen und Abstimmen nach Möglichkeit reduziert zu haben ist ein grosses, nicht zu unterschätzendes Verdienst der Autorin. Das Ergebnis ist eine alphabetische Auflistung nach Familiennamen (bei Frauen zusätzlich der Name vor der Heirat), ev. Namensänderungen, Vorname, Geburts- und Herkunftsdaten (Ort, Land), Beruf, Austrittsdaten (Jahr, Alter, Familienstand, vor welcher Behörde und IKG-Eintragung). Die aus Platzgründen nur gelegentlichen Fussnoten verweisen auf zusätzliche Literatur.

Nach diesem etwa 700 Seiten umfassenden Hauptteil folgen zwei Konkordanzen, die der *Namensänderung-Jüdischer Name* und die der *Mädchennamen-Frauenamen*, danach die Rekonstruktion der im Original verlorenen *Austrittsprotokolle der IKG 1868-1884*. Quellen- (aus diesem geht die Bearbeitung von Taufmatriken auch in Pfarren rund um Wien hervor) und Literaturverzeichnis schliessen den inhaltsreichen Band ab.

Gedacht für *Historiker, Biographen und Familienforscher* (Vorwort), liegt somit ein weiterer mit Akribie und Sachkenntnis erstellter Band einer Aufarbeitung von Massquellen vor, der – gemeinsam mit den bisher erschienenen Bänden – für diesen Bereich sehr wohl als Standardwerk bezeichnet werden kann.

Horst Doležal

#### Brückenschlag zwischen Vergangenheit und Gegenwart

**Bob Martens, Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens – virtuelle Stadtpaziergänge.**  
Wien: Mandelbaum Verlag 2009.  
256 Seiten, Euro 19,90.-  
ISBN: 978385476-313-0

Synagogen sind ein besonderer Bautyp, der in Wien eine lange Tradition hatte, die bis ins Mittelalter zurückreichte. In seinem einführenden Essay gibt Pierre Genée einen kurzen Überblick über die wechsel- und leidvolle Geschichte der Ansiedlung jüdischer Gemeinden. Die älteste urkundliche Erwähnung von vier „hofstetten um eine judenschul“ datiert aus dem Jahr 1204, Ende des 14. Jahrhunderts umfasste die erste Wiener Judenstadt etwa 70 Häuser und eine Synagoge am Schulhof. Diese Judenstadt wurde 1420 gewaltsam aufgelöst. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts gestattete der Kaiser einer Gruppe „Hofbefreiter Juden“, sich wieder anzusiedeln. 1624 wurde ihnen am *Unteren Werd* ein Wohnbezirk zugewiesen, wo bald die „Alte Synagoge“ entstand und private Betstuben eingerichtet wurden. In den 50-er Jahren baute man in der Leopoldstadt die „Neue Synagoge“. Kurz darauf, 1670, wurde auch die zweite Judenstadt aufgelassen, man vertrieb ihre BewohnerInnen und wandelte die „Neue Synagoge“ in eine Kirche um, die vermutlich der zweiten Türkenbelagerung zum Opfer fiel.

Als es im 17. und 18. Jahrhundert einige Hofjuden zu Ansehen brachten, wurde ihnen 1823 gestattet, die



*Türkischer Tempel in der Zirkusgasse, computergestützte Rekonstruktion des Innenraumes. Copyright: Klaus Lengauer, Wien. Mit freundlicher Genehmigung: Mandelbaumverlag*

gemeindeeigene Synagoge in der Seitenstättengasse zu erbauen, die vom prominenten Architekten Joseph Kornhäusel entworfen und 1826 vollendet wurde. Der überkuppelte Ovalbau mit dem eingestellten Säulenkranz der Empore ist ein Prachtstück des Klassizismus. Am 21. Dezember 1867 erliess Kaiser Franz Joseph I. das *Staatsgrundgesetz*, das erstmals Juden anderen Staatsbürgern rechtlich gleichstellte und ihnen Religionsfreiheit gewährte. Sie durften sich nach Belieben ansiedeln, Grundbesitz erwerben und jeden Beruf ausüben. Juden aus allen Teilen der Donaumonarchie zogen in die Reichs- und Residenzhauptstadt, ihre unterschiedlichen Herkunftskulturen und Traditionen liessen eine Gemeinde von einzigartiger Vielfalt entstehen. Das zeigte sich auch in den etwa 100 über ganz Wien verteilten Andachtsstätten. 23 davon waren Synagogen, die als eigenständige Sakralbauten in Erscheinung traten.

Ann Katrin Bäumlner weist in einem Essay auf die Bedeutung, baulichen und liturgischen Wesensmerkmale der Synagoge hin, die nach Salomon Korn ein Haus der Versammlung (*Bet-ha-knesset*), des Lernens (*Schul*) und des Gebets (*Proseuche* bzw. *Bet Tfila*) ist. Nach Maimonides ist unter einer Synagoge jeder Raum zu verstehen, in dem sich mindestens zehn im rituellen Sinn erwachsene jüdische Männer, der sogenannte *Minjan*, regelmässig und zu festgesetzten Zeiten zum Gebet versammeln.

Dafür boten Wiens Synagogen mehr als genug Raum: Sie wurden von den Stars ihrer Zeit - wie Joseph Kornhäusel und Ludwig von Förster entworfen oder von jüdischen Architekten - wie Wilhelm Stiassny, einem Schüler von Friedrich von Schmidt, Max Fleischer und Jakob Gartner – geplant, die sich auf diese Bauaufgabe spezialisiert und ein eigenes Stilrepertoire entwickelt hatten, um sie formvollendet umzusetzen. Sieben Synagogen der *Isra-*

elitischen Kultusgemeinde und sechzehn Vereinssynagogen gab es in Wien. Eine einzige Nacht, die sogenannte *Reichskristallnacht* am 9. November 1938 genügte, um sie fast alle zu zerstören. Einzig Joseph Kornhäusels Synagoge entging der Vernichtung.

Sechzig Jahre später, 1998, wurde mit der virtuellen Rekonstruktion der ersten Synagoge in der Wiener Neudeggasse begonnen. Ein zeitgenössisches Aquarell von Max Fleischer verdeutlicht, wie sehr die Synagogen als Motiv im Stadtbild verankert waren, von dieser Synagoge ist sogar eine zeitgenössische Aufnahme während einer Zeremonie erhalten. Die 3D-Animationen am Computer geben erstmals in exakt berechneten Perspektiven den Raumeindruck von innen wieder und stellen auch den Baukörper in seiner Gesamtkubatur im städtebaulichen Kontext dar.

21 zerstörte Synagogen wurden rekonstruiert und in diesem Buch systematisch nach demselben Prinzip vorgestellt. Eingangs ist das Gebäude – ob bündig in die Strassenflucht gesetzt, durch einen Vorplatz betont, in einem Hinterhof, auf einem Eckgrundstück oder in irgendeiner Form freigestellt – in einem Lageplan dargestellt und wird so im städtebaulichen Zusammenhang begreifbar. Danach geben historische Dokumente – Aquarelle, Fotografien, Ansichten, Grundrisse oder Schnitte der originalen Einreichpläne – Aufschluss über die Quellen, die als Basis zur Rekonstruktion dienten. Sie vermitteln sehr viel Atmosphäre und bilden so eine sehr wertvolle Ergänzung zur Computervisualisierung. Als Eckdaten sind zu jeder Synagoge die Adresse, die jüdische Gemeinde, die sie benutzte, ihr Name, das Einweihungsdatum, der Architekt, das Fassungsvermögen und der Stil angegeben, was einen umfassenden Eindruck vermittelt und die einzelnen Gebäude vergleichbar macht.

An einigen Synagogen wirkten namhafte Rabbiner, sehr aufschlussreich sind die wechselnden Besitzverhältnisse von der Bauzeit bis in die Gegenwart. Besonders faszinierend ist die Gegenüberstellung von Fotografien der heutigen Situation mit derselben Aufnahme, in die eine visualisierte Synagoge hineinmontiert wurde. Der Vergleich dieser Bilder veranschaulicht den gravierenden baukulturellen Verlust im Stadtbild ganz unmittelbar. Er wiegt umso schwerer, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele Menschen sich an diesen Versammlungsorten trafen.

So hatte der *Grosse Leopoldstädter Tempel der Israelitischen Kultusgemeinde*, der von Ludwig von Förster geplant, 1854-58 gebaut und 1898 von Wilhelm Stiassny renoviert wurde, ein Fassungsvermögen von 2.240 Sitz- und 1.500 Stehplätzen. Der reich mit maurischen, arabischen und assyrischen Stilelementen verzierte, dreischiffige Bau mit den auffallenden Gesimsen und zierlichen Ecktürmen wurde sogar von Rudolf von Alt gemalt. Deutlich zeigt die Visualisierung die zweifarbig verkleidete Fassade und macht die Konstruktion im Innenraum klar ablesbar. Erschütternd ist das Bild der Zerstörung, das nach der *Reichskristallnacht* 1938 aufgenommen wurde. Heute verweisen weisse Säulen auf der Strasse als Reminiszenz an die minarettartigen Türme auf die Geschichte dieses Ortes. Mit diesem Führer in der Hand kann man sich erst wirklich vorstellen, wofür sie stehen.

Bei einigen Synagogen vermitteln die zeitgenössischen

Fotografien und Aquarelle einen lebendigeren Raumeindruck als die *Renderings*. Bei anderen, wo nur wenige Quellen vorhanden sind, vermag die Visualisierung einen vergessenen Ort wieder ins Bewusstsein zu rücken und gleichsam neu zu schaffen. Die Synagoge in der Eitelberggasse in Hietzing ist ein Sonderfall: für ihren Bau wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich auch Richard Neutra beteiligte. Das erste, 1912 auf einem Grundstück in der Onno-Klopp-Gasse ausgeschriebene Verfahren konnte Hugo Gorge für sich entscheiden. Dann aber verlegte man den Bauplatz auf das Eckgrundstück Eitelberggasse – Neue-Welt-Gasse und schrieb 1924 den Wettbewerb zum zweiten Mal aus. Der siegreiche Entwurf von Arthur Grünberger (mit Adolf Jelletz) wurde gebaut. Die feine Plastizität des weissen, klassisch modern anmutenden, tempelartigen Quaders mit den von Davidsternen inspirierten Öffnungen in der Wand wird in der computergestützten Darstellung sehr realistisch veranschaulicht. Auch bei der „funktionalistischen“ Synagoge von Architekt Franz Katlein (mit Carl Fleischer), die in die ersten beiden Geschosse eines Wohnbaus integriert wurde, funktioniert die Visualisierung wunderbar. Fazit: Dieser virtuelle Stadtführer sollte in keinem kultivierten Haushalt fehlen. Er bietet einen Überblick über den Bautyp Synagoge, seine Architekten und macht den kulturellen Reichtum eines ausgelöschten Teils von Wien wieder bewusst und jüdische Geschichte gegenwärtig. Mit ihm in der Hand lassen sich in Gedanken sogar Themen-spaziergänge zu bestimmten Typen oder den Synagogen von Jakob Gartner oder Max Fleischer unternehmen.

Isabella Marboe



### Ein jüdisches Frauenschicksal

**Claus Stephani: Blumenkind.**  
**München: SchirmerGraf Verlag 2009.**  
**352 Seiten, 1 Karte, Euro 19,80,-**  
**ISBN: 978-3-86555-067-5.**

Wenn eine Landschaft in den Medien mythisiert wird, gehen ihre Mythen meist verloren. Osteuropa, lange Zeit in der Finsternis des Sowjetsterns versunken, wird seit nunmehr zwei Jahrzehnten wieder und wieder entdeckt, allerdings sind das selten Wiederentdeckungen, bei denen die reiche Geschichte mitgedacht würde. Eher wird die Sucht nach malerischer Exotik bedient, als dass politischen, geographischen oder gar kulturhistorischen Zusammenhängen auf den Grund gegangen würde. Deshalb ist es lobenswert, dass einem Roman, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Dreieck zwischen der Karpatenukraine, Bukowina und dem nordrumänischen Marmatien (Maramuresch) spielt, eine Landkarte beigegeben wurde.

Auch dass ein in jenen Gefilden als Ethnologe und Mythenforscher bewanderter Autor sich dieses literarischen Stoffes annimmt, ist durchaus vernünftig, und wenn er noch dazu die vielen Idiome und miteinander verflochtenen Legenden versteht, sie so zu „lesen“ und nachzuerzählen vermag wie Claus Stephani, kann der Romanleser von Glück reden: Er kommt unversehens in den literarischen Genuss von jüdischer Kulturgeschichte, er kann lernen, ohne dass er belehrt würde. Im Gegenteil, hier spricht einer zu ihm, der weiß, wovon er redet, wenn er den Verlust von Heimat der aus ihrem moldauischen Dorf flüchtenden Beila Altmann so beschreibt: „Sie sah